

Das große Porträt der fünfziger Jahre aus Sicht der Frauen –
Helga Hirschs Geschichte einer schillernden Epoche

Eine Zeit des Aufbruchs oder die Epoche von Anstand und Konformität: Was lässt die fünfziger Jahre wieder ins Blickfeld der Öffentlichkeit rücken? Helga Hirsch zeigt in diesem Buch, wie das Nachkriegsjahrzehnt in Ost und West von großen Gegensätzen gekennzeichnet war, die vor allem das Leben der Frauen prägten: Emanzipation und überkommene Rollenbilder, Traumata und Konsumrausch, Verdrängung und Wirtschaftswunder. Die Autorin hat zahlreiche Gespräche geführt und mit Hilfe von Biographien und historischen Fakten ein gesellschaftliches Panorama dieser Zeit erschaffen, das die Erfahrungen von Frauen in Ost und West eindringlich widerspiegelt. Die Einen finden heute darin Vorbilder für einen neuen traditionellen Lebensstil, anderen imponiert umgekehrt der Ausbruch aus der Enge.

Helga Hirsch, geboren 1948, freiberufliche Publizistin, war unter anderem Korrespondentin der Wochenzeitung DIE ZEIT in Warschau. Für ihre Arbeit erhielt Helga Hirsch mehrere Auszeichnungen, etwa den deutsch-polnischen Journalistenpreis. Sie veröffentlichte zahlreiche Bücher, darunter »Gehen oder bleiben? Juden in Schlesien und Pommern 1945–1957« (2011) und »Endlich wieder leben. Die fünfziger Jahre im Rückblick von Frauen« (Siedler 2012). In Zusammenarbeit mit Joachim Gauck entstand dessen Autobiographie »Winter im Sommer, Frühling im Herbst«, die 2009 im Siedler Verlag erschien.

Helga Hirsch

ENDLICH WIEDER LEBEN

Zwischen Enge und Ausbruch:
Frauen in den fünfziger Jahren

Pantheon

Dieses Buch erschien zuerst 2012 unter dem Titel
»Endlich wieder leben: Die fünfziger Jahre im Rückblick von Frauen«
im Siedler Verlag

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage
Pantheon-Ausgabe Oktober 2026

© 2026 by
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, D-81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt
Umschlagabbildung: © picture alliance / SZ Photo | Kurt Schraudenbach
Satz: GGP Media GmbH, Pößneck
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in the EU
ISBN 978-3-570-55536-1

www.pantheon-verlag.de

INHALT

VORWORT 7

DIE PROTAGONISTINNEN DIESES BUCHES 13

ZWISCHEN ENGE UND AUFBEGEHREN 15
Zum Beispiel Christina Thürmer-Rohr

FRAU, EHE UND FAMILIE 37
Zum Beispiel Roswitha Wisniewski 51

ÜBER SITTLICHE UND UNSITTLICHE BEZIEHUNGEN 65
Zum Beispiel Friederike Schulze-Holzwickede 81

FRAUENPOLITIK – DAS VORZEIGEPROJEKT DER DDR 97
Zum Beispiel Herta Kuhrig 105

VON DEUTSCHLAND NACH DEUTSCHLAND 123
Zum Beispiel Heidi Lüneburg 139

VERFOLGT UND VERHAFTET 149
Zum Beispiel Anita Gossler 161

AUFBRUCH IN DEN WOHLSTAND 175
Zum Beispiel Käthe Dippel 195

ERINNERN GEGEN SCHWEIGEN 207
Zum Beispiel Rosemarie Heise 233

ENDLICH WIEDER LEBEN 251
Zum Beispiel Gudy Fichelscher 267

Anmerkungen 285
Bildnachweis 297

VORWORT

Kann ein Buch über Frauen in den fünfziger Jahren, das vor über einem Jahrzehnt erschien, heute noch Interesse wecken und Erkenntnis fördern? Das fragte ich mich, als der Siedler Verlag vorschlug, »Endlich wieder leben« als Paperback neu aufzulegen. Sind die Themen, die ich damals aufgriff, nach wie vor – oder wieder – von Belang? Und bringen Mentalität, Zeitgeist und Gefühle von Frauen, die in den fünfziger Jahren ins Erwachsenenleben eintraten, noch heute etwas in uns zum Schwingen?

Beim nochmaligen Lesen war ich selbst überrascht. Vieles von dem, was den Alltag unserer Eltern, Großeltern und Urgroßeltern bestimmte, war aus heutiger Sicht noch mehr in die Ferne gerückt. Damals, nach den Zerstörungen des Krieges, standen die Menschen vor einer Fülle von Problemen, besonders belastend war die extreme Wohnungsnot. Gleichzeitig meldeten sich nach Jahren der Entbehrung Wünsche nach Konsum und Mobilität. Kein anderes Nachkriegsjahrzehnt dürfte so ambivalent gewesen sein wie die fünfziger Jahre.

Einerseits war das Jahrzehnt wegen seines Wirtschaftswunders berühmt, andererseits setzten konservative Mehrheiten auf eine Familie, die von einem autoritären Geist geprägt war und traditionelle Sittlichkeit einforderte. Zwar genoss die Mehrheit der Menschen im Westen mit Reisen, Cocktails, deutschen Schlagern und amerikanischem Rock'n'Roll den Aufbruch in eine neue Zeit. Gleichzeitig breitete sie aber über die Schuld aus der Zeit des Nazi-Regimes den Mantel des Schweigens. So bewegten sich die Menschen zwischen Tradition und Aufbruch, Restauration und Rebellion, zwischen »Anstand« und Krawall. Es war ein besonders spannungsreiches, anstrengendes Jahrzehnt.

Was mich allerdings mindestens so überrascht hat wie das breite Panorama an Themen und Problemen, war der Umgang mit dieser ambivalenten Wirklichkeit bei den Frauen, die ich für das Buch interviewt hatte. Geboren zwischen 1926 und 1941 waren sie in den fünfziger Jahren alt genug, um sich an den Krieg zu erinnern, aber jung genug, die neuen Möglichkeiten ergreifen zu können. Zum Zeitpunkt der Befragungen waren sie zwar schon im Rentenalter, aber ausnahmslos wach, lebendig und reflektiert, mit einem teils bemerkenswerten Erinnerungs- und Urteilsvermögen. Einige hatten in der DDR gelebt, andere in Westdeutschland. Einige hatten studiert, andere eine Ausbildung gemacht, fast alle hatten Familien gegründet, nicht alle Ehen hatten gehalten. Doch trotz dieser recht unterschiedlichen Biographien deckte sich ihre Haltung gegenüber der Realität: Sie hatten eine *Vita activa* geführt, ein aktives berufliches, politisches, persönliches Leben. Die fünfziger Jahre erinnerten sie als schwierig, aber als ermächtigend.

Im Unterschied zur großen Mehrheit ihrer Geschlechtsgenossinnen hatten sie die Kraft gefunden, sich den überkommenen und verordneten Rollen als Nur-Hausfrau und Mutter zu verweigern. Die einen waren entgegen dem Leitbild oder kriegsbedingt berufstätig gewesen, andere hatten ohne Trauschein mit ihren Partnern zusammengelebt, noch andere hatten gegen das Schweigen über die nationalsozialistische Vergangenheit in den Familien rebelliert. Ob diese Wege außerhalb der gängigen Muster sie zufrieden und vielleicht auch erfolgreich machen würden, war keineswegs ausgemacht. Aber die Verheißung einer selbstbestimmten Zukunft war ihnen den Versuch des Ausbruchs wert.*

Die Tatkraft, Selbstgewissheit und Zuversicht dieser Frauen sind mir umso deutlicher in Erinnerung geblieben, als sie einen Gegenpol zu den Gefühlen von Unsicherheit, Zukunftsängsten und Weltuntergangsfantasien bilden, die momentan vielfach den Zeit-

---

* Einen Kontrapunkt setzte da nur Anita G., die in der stalinistischen DDR zu einer mehrjährigen Haftstrafe verurteilt worden war.

geist bestimmen. Sogar unter jungen Frauen scheinen Gleichberechtigung, Autonomie und Eigenverantwortung heutzutage weniger verlockend zu sein. Sie hoffen, wenn sie sich wieder in die Obhut eines Mannes begeben, auf ein ruhigeres Leben, auf weniger Zerrissenheit, weniger Belastung, mehr inneren Seelenfrieden. Wenigstens in den eigenen vier Wänden soll eine harmonische Welt existieren.

Erleben wir in den Geschlechterbeziehungen vielleicht eine ähnlich regressive Entwicklung wie in der großen Politik? Wo die liberale Demokratie schwächelt und das Vertrauen von Bürgern verliert, wo die geopolitischen Verhältnisse in Frage gestellt werden und der Krieg wieder nach Europa eingezogen ist, taucht bei einem Teil des Wahlvolks die Sehnsucht nach einem starken Führer auf. Er soll richten, wozu liberal-demokratische Systeme angeblich nicht mehr imstande sind. Entsprechend finden sich in der Geschlechterpolitik Stimmen, die den tiefgreifenden Wandel, wie er sich von der Hausfrauenehe hin zu sehr unterschiedlichen partnerschaftlichen Modellen des Zusammenlebens vollzogen hat, wieder einschränken oder rückgängig machen möchten.

Eine globale Studie* zum Weltfrauentag 2026 enthüllte, dass fast ein Drittel der Männer aus der Generation Z, geboren zwischen 1997 und 2012, der Meinung ist, eine Ehefrau solle dem Ehemann »immer« gehorchen. Zwar war Deutschland nur eines von 29 Ländern, in denen insgesamt 23 000 Personen befragt wurden. Die Entwicklung zu einem konservativen Weltbild wird aber auch in unserem Land deutlich. Fast die Hälfte der Deutschen (46 Prozent) ist inzwischen der Ansicht, dass für die Gleichstellung von Frauen und Männern schon genug getan wurde – vor sieben Jahren waren es elf Prozentpunkte weniger gewesen.

Vor allem in den USA findet die traditionelle Kernfamilie neue, lautstarke und publikumswirksame Fürsprecher, etwa mit den *Trad-*

---

* Studie von Ipsos und dem Global Institute for Women's Leadership am King's College London

wives (traditional wives). Meist weiße Influencerinnen ersetzen das Vorbild der selbstbestimmten, emanzipierten, gleichberechtigten Frau wieder durch das Modell einer Frau, die Tipps für Kindererziehung gibt, Kochrezepte empfiehlt und mit frisch gebackenem Kuchen auf die Rückkehr des alleinverdienenden Mannes von der Arbeit wartet. Mit ihren Inszenierungen in teils glamourösem Outfit auf TikTok und Instagram erreichen sie täglich bis zu neun oder gar zehn Millionen Aufrufe.

Ein derart idyllisches Leben dürfte sich aus einer Hausfrauenexistenz aber nur in den Videoclips ergeben. Heute kann sich – erstens – die Existenz einer Nur-Hausfrau nur leisten, wer einer privilegierten Schicht angehört. Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie ist in der westlichen Welt nicht nur aus Gründen der Chancengleichheit politisch gewollt, sondern oftmals auch finanziell geboten. Hinzu kommt ein politischer Faktor. In den fünfziger Jahren war die Vorstellung vom Familienglück zwar stark konservativ geprägt, aber an keine politische Option oder Partei gebunden. In der modernen Gesellschaft von heute hingegen schält sich mehr und mehr eine enge Verknüpfung von regressiver Frauenbewegung und rechtspopulistischen Gruppen und Parteien heraus. Diese Milieus bekennen sich nicht nur zur traditionellen Kernfamilie, sondern propagieren darüber hinaus eine Erhöhung der Geburtenzahlen (Pronatalismus) – allerdings unter weißem Vorzeichen: Mehr Kinder für Weiße. So wollen etwa die MAGA-Bewegung in den USA und die Alternative für Deutschland (AfD) eine demographische Entwicklung aufhalten, die eine weiße Volksgemeinschaft in ihren Ländern zu einer Minderheit machen würde.*

---

* Ähnlich intendiert die ungarische Regierung von Victor Orbán mit seinem Programm vom »Gebären zum Wohl der Nation« eine Erhöhung der Geburtenrate – ebenfalls allein unter ethnischen Ungarn, auf keinen Fall unter Migranten. Tech-Milliardäre aus dem Silicon Valley wie Elon Musk würden die Frauen am liebsten auf die Funktion einer Gebärmaschine reduzieren. Mithilfe von pränataler, selektiver Reproduktion, um die Nation auch im Sinne einer genetischen Vervollkommnung zu »optimieren«. Nur den Besten und Stärksten soll die Zukunft gehören. Wirtschaftliche Motive mischen sich so mit rassistischen, antifeministischen und techno-utopischen Weltbildern.

Eignen sich angesichts derart veränderter Umstände die Protagonistinnen dieses Buches überhaupt als Vorbilder? Waren die Zeiten nicht grundverschieden? In den fünfziger Jahren konnten die Frauen auf eine Zukunft blicken, die verheißungsvoll war; sie konnten begründet auf einen wirtschaftlichen Aufstieg, kulturelle Öffnung und – in der DDR – auf zügige Frauenemanzipation, kurz: auf eine hellere Welt hoffen. Heute hingegen erscheint den Frauen die Zukunft dunkler als die Gegenwart, als eine Zumutung mit äußerst ungewissem Ausgang.

Und sie fragen sich: Woher Selbstvertrauen und Zuversicht nehmen, wenn in der Welt so viel Gewalt, Katastrophen und Unwägbarkeiten lauern?

Nun ist es keineswegs so, dass Zuversicht zwangsläufig an positive Umstände gebunden ist. Positive Umstände vermögen Zuversicht nur zu verstärken. Zudem bewegten sich die Protagonistinnen dieses Buches keineswegs in spannungsfreien Räumen. Eben das wird in ihren Biographien deutlich: Ihre Selbstständigkeit und ihr Selbstvertrauen sind mit viel Ausdauer, starkem Willen sowie inneren und äußeren Konflikten erkauft. Sie dürften sogar ungleich stärker unter der Vergangenheit gelitten haben als Frauen heute. Die Traumata durch Krieg, Flucht, Heimatverlust und Vaterlosigkeit wirkten fort, die übernommenen autoritären Strukturen in der Familie und die Moralvorstellungen engten sie ein, die unbeantworteten Fragen nach Schuld und (Mit-)Verantwortung ihrer Familien während der NS-Zeit lagerten sich in den Seelen der zweiten Generation ab.

Auch die fünfziger Jahre erforderten also Mut zum Auf- und Ausbruch – gegen die Eltern, den Ehemann, die herrschenden Normen, gegen Staat und Gesellschaft. Auch die Protagonistinnen dieses Buchs brauchten Kraft und Zuversicht, um Gestaltungsmacht für die Zukunft zu beanspruchen – im Osten auf andere Weise als im Westen des Landes. Für nicht konforme, nicht linientreue Lebensentwürfe oder Ansichten gab es im Westen und mehr noch im Osten kaum Verständnis, oft Widerstand und manchmal Repression.

Für mich jedenfalls sind die Protagistinnen in diesem Buch weit mehr als kritische Zeitzeuginnen der unmittelbaren deutschen Nachkriegsgeschichte. Sie sind Vorbilder für eine Haltung von Zuversicht und Widerstandskraft, in den fünfziger Jahren ein Gegenmittel gegen den Konformitätsdruck, heute ein Gegenmittel gegen Resignation und vielfältige Ängste. Sie vertrauten den eigenen Kräften und sagten Ja zum Leben.

Heute brauchen wir wahrlich mehr von diesem Geist.

Helga Hirsch
Berlin, März 2026

DIE PROTAGONISTINNEN DIESES BUCHES

Katharina »Käthe« Dippel, 1930–2023, begründete mit Ehemann Ludwig das Autohaus Dippel in Neustadt/Hessen

Gudy Fichelscher, geb. 1939, Ehefrau und berufliche Partnerin des Jazzmusikers Toby Fichelscher

Anita Gossler, 1934–2025, Angestellte bei der Reichsbahn, nach 1989 aktiv im Frauenkreis der ehemaligen Hoheneckerinnen und Mitglied im Vorstand der Union der Opferverbände kommunistischer Gewaltherrschaft e. V.

Rosemarie Heise, 1927–2014, Literaturwissenschaftlerin und Übersetzerin in Ostberlin

Herta Kuhrig, 1930–2020, Frauenforscherin in der DDR, Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Frauenkommission beim Politbüro des ZK der SED

Heidi Lüneburg, geb. 1941, selbstständig

Friederike Schulze-Holzwickede (Pseud.), geb. 1939, Buchhändlerin, folgte ihrem Mann zu Auslandsaufenthalten nach Kanada, Polen und in die USA

Christina Thürmer-Rohr, geb. 1936, Sozialwissenschaftlerin, Pionierin für Frauen- und Geschlechterforschung, Studienschwerpunkte: Feministische Theorie, Menschenrechte und Erinnerungskultur

Roswitha Wisniewski, 1926–2017, Literaturwissenschaftlerin und Politikerin. 1967–1994 Prof. für Germanistik an der Universität Heidelberg, 1965–1967 Professur in Kairo, 1976–1994 Mitglied des Bundestages (CDU)

ZWISCHEN ENGE UND AUFBEGEHREN

Zum Beispiel Christina Thürmer-Rohr

Die meisten Reden über die fünfziger Jahre gehen mir ziemlich gegen den Strich, weil immer behauptet wird, sie seien durchgehend muffig, bieder und verklemmt und zentral vom Wirtschaftswunder bestimmt gewesen. Meine Erfahrungen sind ziemlich anders. Mein Leben war armselig, beengt, weitgehend abgeschnitten von der Welt, aber nach innen ausschweifend und ungebunden. Einerseits war ich hochgradig belastet, andererseits angefüllt mit hochgetriebenen Wünschen und Sehnsüchten nach einem anderen Leben. Ich war begeisterungsfähig und zukunftssüchtig, hatte kaum Vorbilder, vieles war selbst gefunden und selbst gemacht. Wenig Außenbeziehungen und viel Innenleben: Das war für mich das Wesentliche dieser Zeit.

Ich bin geboren im damaligen Pommern, dem heutigen Polen. Neuwedell, heute Drawno, war eine unscheinbare Kleinstadt, mein Vater hatte dort seine erste Pfarrstelle. Schon vor Kriegsbeginn wollte er Soldat sein – sich »nicht drücken vor der Verantwortung«, wie er schrieb – und meldete sich 1938 freiwillig zum Militär. Da war ich noch nicht zwei Jahre alt. Ich kannte ihn nur als Urlaubsgast in Uniform und hatte eine große Distanz zu ihm. Gleichzeitig waren meine viereinhalb Jahre ältere Schwester und ich ununterbrochen mit ihm beschäftigt. Unser Lieblingsspiel hieß: »Vati kommt auf Urlaub.« Das Spiel begann damit, dass das Telefon in der Puppenstube läutete: Morgen kommt er nach Hause! Daraufhin entwickelten wir eine fieberhafte Aktivität, räumten die Puppenstube auf, putzten die Möbel, pflückten Blumen – alles für den Moment seiner Ankunft. Wenn er dann kam, war das Spiel zu Ende. Da versagte meine Fantasie.

Mein Vater war überzeugter Nationalsozialist und gleichzeitig Mitglied der Bekennenden Kirche. Wie es möglich war, eine oppositionelle Haltung evangelischer Christen mit der nationalsozialistischen Ideologie zu vereinbaren, ist mir ein Rätsel. Unverständlich bleibt mir auch sein Verhalten nach der so genannten Reichskristallnacht 1938. In der übervollen Kirche von Neuwedell soll er sich in einer Predigt gegen die Gewalt an Juden und jüdischen Geschäften ausgesprochen haben. Jedenfalls wurde er anschließend von der Gestapo abgeholt, anderthalb Tage später allerdings wieder frei gelassen. Ich nehme an, dass er wie viele andere die Gewalt der SA tatsächlich ablehnte, aber die nationalsozialistische Politik weiterhin unterstützte.

Sein letzter Anruf im August 1941 kam aus der Umgebung von Leningrad; meine Mutter war nicht zu Hause. Das Hausmädchen gab mir den Hörer. Ich war aber so gehemmt, dass ich kaum ein Wort über die Lippen brachte. Was er sagte, weiß ich nicht mehr. Zwei Tage später war mein Vater tot. Da war er 37 Jahre alt. Ich war die letzte Person aus der Familie, mit der er gesprochen hat. Für meine Mutter war sein Tod wie das Ende ihres Lebens. Er war ihre einzige große Liebe gewesen, ihr ganzer Lebensinhalt und Lebenszweck. Sie hat nie eine andere Beziehung gesucht, und bis zu ihrem Tod ist sie ihm treu geblieben.

Nach dem Tod meines Vaters kam eine Todesnachricht nach der anderen. 1941 fiel der Schwager meiner Mutter, 1942 mein Patenonkel, 1944 der Bruder meiner Mutter, 1945, unmittelbar nach der Kapitulation, starb völlig unerwartet auch ihr Vater. In bleibender Erinnerung sind mir die vielen schwarz gekleideten Frauen und das tieftraurige, aber immer beherrschte Gesicht meiner Mutter, die Fotos in der Wohnung vom Grab meines Vaters in Russland, sein Ehering neben ihrem an ihrer rechten Hand. Meine Mutter war zwar eine tapfere Frau, sie klagte kaum, aber ihre Verzweiflung hing wie eine dunkle Wolke über uns.

Meine Erinnerungen an die letzten Kriegsjahre sind düster. Eines Tages wurden die Kirchenglocken abgeholt. Wir lebten in

einem schönen, großen Pfarrhaus im Zentrum des Ortes gleich neben der Kirche. Ein Foto zeigt mich auf einem Lastwagen neben den abgenommenen Glocken. Ich wusste, sie würden nicht mehr läuten, es waren nun Glocken zum Kriegsdienst, für Kugeln an der Front. Erschreckt hat mich auch die Einquartierung von vierzig Soldaten auf dem Marsch Richtung Osten in unserem Haus. Ich fürchtete diese vielen fremden Männer, die sich, da wir kein fließendes Wasser hatten, mit lautem Getöse und nacktem Oberkörper an der Pumpe im Garten wuschen.

Einmal hörte ich meine Mutter zu einem Wehrmachtsoffizier sagen, ich sei ein schwieriges Kind. Das habe ich als Verrat empfunden, ich fühlte mich bloßgestellt. Ich hatte tatsächlich Angst: vor Mäusen, Fröschen, Hunden, Würmern und Gewitter, vor allem vor fremden Leuten. Ich ging nicht allein vor die Tür, wollte nicht in den Kindergarten, kannte jahrelang kein einziges Kind außer meiner Schwester. Ich war aber nicht nur extrem schüchtern, ich schwankte zwischen Ängstlichkeit, Aufsässigkeit und Rebellion, ich war ziemlich eigensinnig, mit mir konnte man nichts machen, was ich nicht selber wollte. Ich war nicht das, was man »ein nettes Mädchen« nennt. Viele Leute fanden mich unmöglich – und ich mich selbst oft genug auch.

Nach dem Tod meines Vaters mussten wir das Pfarrhaus in Neuwedell räumen. 1943 zogen wir in ein westfälisches Dorf, wo die Familie des Bruders meiner Mutter wohnte. Die bedrückte Stimmung hielt unverändert an. Meine Schwester und ich blieben mit unserem Vater beschäftigt, auch wenn wir seine Ankunft nicht mehr vorbereiten konnten. Er war der gute Mensch schlechthin, der überall und immer fehlte. Er sah vom Himmel auf uns herab und begleitete uns Tag und Nacht. Ich malte Bilder, die ihn beim Keksebacken zusammen mit den Engeln zeigen. Zu Weihnachten und an seinem Todestag machten wir meiner Mutter Geschenke mit gepressten Blumen, mit reich bebilderten, selbst gemachten Gedichten und selbst erfundenen Geschichten. Und sie schlug über ihrem Bett einen Nagel in die Wand, an den sie die Soldatenmütze ihres Mannes hängte.

Ich litt vor allem unter der Bedrücktheit meiner Mutter. Weil wir im Zuge der Wohnraumbewirtschaftung als »Einquartierte« oder »Evakuierte« in das Dorf kamen, hatte sie ständig das Gefühl, wir würden anderen Leuten Raum wegnehmen, wir könnten stören oder auffallen. Wir benahmen uns so still und unauffällig wie möglich, so, als wären wir gar nicht da.

In diesem Dorf lebten wir die letzten Kriegsmonate. Wir hörten und sahen die Bombengeschwader am Himmel, auf dem Schulweg rasten Tiefflieger über unsere Köpfe, und alle Schulkinder hatten die Weisung, sich sofort in den Straßengraben zu werfen. Oft saßen wir nachts in der Küche hinter zugeklebten Fenstern bei einer schwarz verhängten Lampe, hörten das tiefe Brummen der Flugzeuge und warteten auf die Entwarnung vom Bombenalarm. Von unserem Keller aus konnten wir sehen, wie die Nachbarstadt brannte und die Kirchtürme unter den Bombenangriffen zusammensanken.

Meine Schwester war meine wichtigste Bezugsperson. Sie hat sich immer mit großer Selbstverständlichkeit um mich gekümmert, hat mich während der nächtlichen Fliegerangriffe in Decken eingewickelt und mir vorgesungen: »Breit aus die Flügel beide … dies Kind soll unverletzet sein.« Ich glaube, sie hat das als ihre Aufgabe angesehen und war irgendwie auch stolz darauf. Im Übrigen waren wir der Meinung: Wir haben keinen Grund zum Klagen, uns geht es verhältnismäßig gut, wir haben überlebt.

1945, nach Kriegsende und dem Tod meines Großvaters, zogen wir in die v. Bodelschwinghschen Anstalten Bethel in die Nähe von Bielefeld. Eigentlich durften in der Anstalt nur Leute wohnen, die professionell mit der Betreuung der Patienten betraut waren. Aber weil meine Großeltern dort als Diakone gearbeitet hatten, durften wir mit in die Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung unserer verwitweten Großmutter einziehen – allerdings unter strengen Auflagen: Meine Großmutter verbot uns, irgendetwas in ihrer Wohnung zu verändern. Sie behielt das einstige Elternschlafzimmer, meine Mutter schlief im Wohnzimmer auf der Couch, meine Schwester in einem angebauten Stall mit Blechwänden und ich – am komfortabelsten – im ehemali-

gen kleinen Esszimmer meiner Großeltern, in dem ich nun zehn Jahre lang kein einziges Möbelstück umstellen, keinen Stuhl, keine Blumenvase verrücken, kein Bild abnehmen, kein Buch oder Spielzeug liegenlassen durfte.

Wir lebten äußerst eingeschränkt. Vor allem hatten wir kein Geld. Es gab noch keine Regelungen für die Pfarrerswitwen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten. Von Februar 1945 an waren sämtliche Zahlungen der Konsistorialkasse der Evangelischen Kirche an uns eingestellt. Meine Mutter ging hamstern in umliegende Dörfer, und oft kam sie nach stundenlangen Fahrradtouren mit einem Ei oder 20 Gramm Mehl zurück. 1950 erhielten wir eine Nachzahlung von 52 Mark, erst von 1951 an erhielten meine Mutter eine Rente von 40 Mark, meine Schwester und ich eine Halbwaisenrente von je 10 Mark. Davon zu leben war unmöglich.

Mehr als das fehlende Geld belastete mich allerdings das Leben in der Anstalt. Bethel war 1867 von der Inneren Mission für epilepsiekranke Menschen gegründet worden und hatte sich mittlerweile zum größten diakonischen Unternehmen in Europa für neurologische und psychiatrische Erkrankungen entwickelt. In der NS-Zeit hatte die Anstaltsleitung die ihr anvertrauten Menschen vor der Euthanasie retten können – mit Ausnahme von sieben jüdischen Patienten, die angeblich in ein anderes Heim verlegt, in Wirklichkeit in eine der Tötungsanstalten abtransportiert worden waren. Nach dem Krieg nahm Bethel auch schwer kriegsverwundete Soldaten und manche Heimatlose verschiedenster politischer Couleur auf, obwohl über tausend Pflegeplätze durch Bombenangriffe zerstört waren.

Bethel war ein sonderbarer Ort. Man darf ihn sich nicht vorstellen als einen geschlossenen Krankenhausbetrieb, sondern als eine kleine Stadt, deren Mehrheitsbevölkerung aus Außenseitern, Verrückten im wörtlichen Sinne bestand – Menschen, bei denen die Grenzen zwischen Normalem und Abweichendem, zwischen Krankheit und Gesundheit ver-rückt waren. Sie sollten hier ohne Diskriminierung leben können und waren – im Unterschied zu heute – überall präsent. Sie mussten praktisch ohne Medikamente

und Behandlung auskommen, als einzige Therapie galt das Christentum. Auf mich wirkten die Menschen hier noch düsterer als alle anderen, die mir zuvor begegnet waren. Auf den Straßen, den Waldwegen, in der Post, in der Kirche, auf den Friedhöfen, in den Handwerksbetrieben – überall schwerkranke Menschen, Schizophrene, Depressive, Demente, vor allem Epileptiker mit ihren Ledersturzhelmen, ihrem schleppenden Gang und den vom Brom aufgedunsenen Gesichtern. Auf dem Weg zur Schule begegnete mir regelmäßig ein Mann in elegantem Anzug, der mit einem Bollerwagen Post für die nervenkranken Männer abholte. Oft fing er plötzlich laut zu singen an, lief wild gestikulierend mit kleinen Trippelschritten hin und her über die Straße, warf seinen Hut in die Luft, schnitt Grimassen und setzte dann seinen Weg fort, als sei nichts geschehen. Ich hatte Angst vor solchen Unberechenbarkeiten, war erschrocken und verwirrt.

Epileptische Anfälle und Absencen gehörten zum Alltag. Einmal lag ein Mann tot neben unserer Haustür, er war an einem Anfall erstickt. Ein anderes Mal, als ich in einer Schlange vor dem Postschalter wartete, fiel plötzlich ein schwerer Mann neben mir zu Boden mit schrecklichen Schreien und Krämpfen. In der Kirche, wo ich später regelmäßig Orgel spielte, häuften sich die Anfälle besonders an Feiertagen wie Weihnachten und Ostern. Die Patienten wurden dann aus der Kirchenbank in einen kleinen Vorraum getragen, wo man sie laut stöhnen hörte.

Wenn ich abends zum Üben in die Kirche ging, brauchte ich Mut. Der Strom war aus Ersparnisgründen immer abgestellt, also musste ich mich erst durch das schwarze Kirchenschiff tasten, um im Elektrokasten neben dem Altar den Hauptschalter umzulegen. Auf diesem Weg durch die stockdunkle Kirche fürchtete ich immer, dass vielleicht ein Epileptiker zwischen den Kirchenbänken liegen oder ich gegen einen Sarg stoßen könnte, denn die Särge wurden schon einen Tag vor der Beerdigung im Altarraum aufgebahrt.

Besonders bedrückend waren die Kriegsversehrten, meist junge Männer. Viele hatten schwerste Gesichtsverbrennungen, anstelle des

Mundes oder der Augen nur Löcher. Sie zogen ihre Hüte tief ins Gesicht, um ihre Entstellungen zu verbergen. Andere waren beinamputiert und bewegten sich mit Holzkrücken vorwärts, die bis unter die Achseln reichten. Manche hatten gar keine Beine mehr; sie saßen, weil es keine Rollstühle gab, auf zusammengezimmerten Brettern, unter denen Rollen angebracht waren, und stießen sich mit den Händen vom Boden ab.

Bethel wurde für mich eine Schule, in der ich etwas über die Würde des zerstörten und ver-rückten Lebens lernte und in der keine Hierarchien zwischen Kranken und Gesunden zugelassen waren. All die Krankheiten und Verletzungen gehörten zum Ort dazu, sie waren alltäglich und nicht sensationell. Aber gleichzeitig blieb diese Welt erschreckend und voller Bedrückungen. Für ein Kind war die Konfrontation mit der Nicht-Normalität ein großer Schock, und ich habe immer Angst gehabt.

Ich blieb möglichst zu Hause, zog mich stundenlang zurück auf den Drehstuhl vor dem Klavier, meinem Hauptaufenthaltsort außerhalb der Schule. Aber eine richtige Beheimatung war das auch nicht, weil ich immer fürchtete, meine Großmutter zu stören. Und wie schon zuvor in dem westfälischen Dorf hatte ich das Gefühl: Eigentlich sollte ich unsichtbar sein, am besten gar nicht existieren.

Gegen meine Großmutter entwickelte ich eine geradezu krankhafte Allergie. Sie war ungebremst egoistisch. Von dem Viertelliter Milch, der uns Kindern täglich zugeteilt war, trank sie heimlich drei Viertel selbst und füllte den Rest mit Wasser auf. Sie hat uns ständig vermittelt, dass wir dankbar sein müssten, dass sie durch uns eingeschränkt würde, dass wir eigentlich gar kein Recht hätten, bei ihr zu wohnen und dass unser Glück auf dem Tod unseres Großvaters aufgebaut sei. Sie konkurrierte ständig mit meiner Mutter um die Rolle des größten Opfers. Wer leidet mehr: sie, die ihren Mann nach 41 Ehejahren verlor, oder meine Mutter, der dies bereits nach zehn Jahren widerfuhr? Meine Großmutter fand natürlich, dass sie am härtesten getroffen sei, weil sie fast ihr ganzes Leben mit ihrem Mann verbracht hatte. Meine Mutter schwieg dazu und dachte sich ihr Teil.

Meine Mutter, meine Schwester und ich hielten wie Pech und Schwefel zusammen. Wir waren gleichberechtigt, gleichgestellt und wurden immer die drei Schwestern genannt. Mit meiner Mutter gab es zumindest keinen offenen Streit, und meine Schwester und ich stritten uns nie. Mich quälte allerdings unsere geballte Inkompetenz. Wir »konnten« das Leben nicht, all die erforderlichen, üblichen Dinge des Alltags. Meine Mutter vermochte zwar auf Menschen zuzugehen, mit ihnen zu reden und freundlich zu sein, aber wenn sie eine Lampe anschließen oder den Antrag auf Witwenrente einreichen sollte, war sie völlig hilflos. Gegen Widerstände konnte sie sich nicht durchsetzen. Als zum Beispiel eine Textilfabrik in Bielefeld aufgelöst und Stoff an die Bevölkerung verteilt wurde, war sie vom Drängeln der Leute so abgestoßen und verängstigt, dass sie nur einen übriggebliebenen Stoffrest mit nach Hause brachte: einen harten, grauen Uniformstoff, aus dem ich dann ein Kleid genäht bekam.

Für mich war es schlimm zu erleben, wie meine Mutter von den »heilen« Familien gemieden wurde, obwohl sie bei allen beliebt war. »Wir Kriegerwitwen«, schrieb sie später in ihren Lebenserinnerungen, »wurden sowieso nicht von den Ehepaaren eingeladen. Man stand völlig außerhalb. Den alleinstehenden Frauen ging man doch mehr oder weniger aus dem Wege.« Bei einem Frauenüberschuss von mehreren Millionen waren Witwen suspekt. Man unterstellte ihnen, dass sie den Ehefrauen die Männer wegnehmen wollten. Da hörte selbst im frommen Bethel die Nächstenliebe auf. Die Heilgebliebenen separierten sich von den Blessierten, die mannlosen Frauen gerieten ins Abseits, die Kluft zwischen den Sanierten und den Dauergeschädigten blieb unüberbrückbar. Freundschaften entwickelte meine Mutter nur zu anderen Kriegerwitwen.

Ich habe damals ein vehementes Misstrauen gegen heile Welten und heile Familien entwickelt. Schon seit der Kriegszeit war mein Weltbild skeptisch: Die Welt liegt in Trümmern, die Orte sind zerbombt, die Autoritäten demontiert, die Familien unvollständig, die Unbeschädigten selbstgerecht, ein heiles Leben ist trügerisch. Ich konnte mir nur schwer vorstellen, dass es etwas wirklich Schönes im

Leben gibt und dass das Leben wirklich lebenswert ist. Als Zehnjährige sagte ich einmal zu meiner Schwester, ich verstünde überhaupt nicht, warum die Todesstrafe etwas Abschreckendes sei. Einfach erschossen zu werden, sei doch nichts Schlimmes, Schmerzen und Folter seien doch viel schlimmer.

Mein ganzer Trost wurde die Musik. Bethel hatte zu der Zeit einen begnadeten Organisten und Chorleiter, der mehrere Chöre und Orchester gegründet hatte – für Kranke und für Gesunde getrennt. Als Kind war ich in der Choralsingschule, später im Heinrich-Schütz-Kreis, einem so genannten Elitechor, mit dem wir oft zu Konzerten unterwegs waren mit wunderbaren Programmen – den Oratorien und Motetten von Bach, mit Werken von Schütz, vielen Madrigalen, ab und zu auch mit zeitgenössischer Musik, etwa von Johannes Drießler.

Ich habe auch viel für mich allein gesungen. Zum Beispiel Trostlieder aus dem Dreißigjährigen Krieg. Ich kannte alle Texte der Paul-Gerhardt-Lieder auswendig. »Was hast du unterlassen/zu meinem Trost und Freud/als Leib und Seele saßen/in ihrem größten Leid!/ Als mir das Reich genommen/da Fried und Freude lacht/da bist du, mein Heil, kommen/und hast mich froh gemacht.« Oder: »… wer nur auf diese Zeit/sein Hoffnung weiß zu geben/der führt ein totes Leben/und stirbt in Traurigkeit.« »Mein Herze geht in Sprünge/ und kann nicht traurig sein,/ist voller Freud und singet,/sieht lauter Sonnenschein.« Und: »Auf, auf gib deinen Schmerzen/und Sorgen gute Nacht.« Meine Großmutter hat mir später zu meiner großen Verwunderung erzählt, sie habe abends oft vor meiner Tür zugehört, wenn ich im Dunkeln im Bett lag und stundenlang sang.

Meine Mutter, ebenfalls eine Musikbegeisterte, hatte mir schon im Alter von fünf Jahren die Anfänge auf dem Klavier beigebracht, anschließend erhielt ich Klavierunterricht bei einer Musikstudentin. Und schon als Kind schlich ich um die Kirche herum, wenn jemand Orgel übte. Ich wollte unbedingt Orgelspielen lernen, und ab fünfzehn, als ich die entsprechende Körpergröße erreicht hatte, bekam ich kostenlosen Unterricht. Das hatte Konsequenzen, denn ich

wurde als Orgelschülerin bald in den Gottesdienst- und Musikbetrieb eingebunden. Mindestens drei Mal die Woche musste ich irgendwo spielen – bei den vielen Gottesdiensten, den Abendandachten und Beerdigungen, später auch bei Orgel- und anderen Konzerten. Ein Jahr vor dem Abitur bekam ich auch noch Gesangsunterricht.

Ich habe Bethel also viel zu verdanken, an einem anderen Ort wäre das alles nicht möglich gewesen. Die Musik wurde eine Art Überlebensmittel, sie war ein Ort der Konzentration und des Rückzugs und zugleich ein öffentlicher und ein sozialer Ort. Vor allem aber schuf die Musik einen Zugang zu einer transzendenten Welt, die über die alltägliche Enge hinausführte und das armselige Leben vergessen ließ.

Vom Wirtschaftswunder haben wir überhaupt nichts mitbekommen. Wir hatten keinen Kühlschrank, keinen Staubsauger, keinen Elektroherd, kein Telefon, auch keine Zeitung, ein Radio erst 1954. Der Mangel war uns aber gar nicht bewusst, denn die meisten Menschen in Bethel hatten nur wenig. In der Anstalt herrschte eine andere Orientierung, das Streben nach Konsum und materiellen Gütern fanden wir überflüssig oder sogar degoutant. Ich weiß nicht, ob das einfach Abwehr war, eine »Saure-Trauben-Reaktion«. Jedenfalls kann ich mich nicht erinnern, dass wir frustriert oder neidisch waren, wenn andere etwas hatten, was wir uns nicht leisten konnten. Es interessierte uns einfach nicht.

Ich hatte Freude an Dingen, die nichts kosteten. Zum Beispiel habe ich Listen angefertigt, wann welche Vögel im Frühjahr auftauchten und wann sie im Herbst wieder abzogen, habe Blumen und Gräser nach der Natur gezeichnet, seitenlang Noten abgeschrieben und Gedichthefte angelegt. Und ich war hingerissen von den schönen Buchen im Mai und im Oktober. Dabei sehnte ich mich ständig nach Gesprächen mit anderen Menschen, die zu führen wegen meiner Schüchternheit allerdings immer wieder an Grenzen stießen.

All das findet sich in meinen Tagebüchern, in denen ich seit meinem dreizehnten Lebensjahr täglich alle Erlebnisse, Gedanken und

Kümmernisse dokumentiert habe. Es gab in Bethel einen einzigen, ärmlich ausgestatteten Laden, und wenn ich dort Papier kaufen wollte, sagte die Verkäuferin jedes Mal: »Dieses Heft ist gerade das letzte.« Damit möglichst viel auf eine Seite passte, entwickelte ich eine winzige Schrift, die außer mir kein Mensch lesen konnte und die ich selbst heute kaum noch entziffern kann.

Ich quälte mich mit Fragen nach dem Sinn des Lebens. Ich wollte wissen, ob feste Fundamente und klare Wegweiser eigentlich unentbehrlich sind oder ob wir einfach unseren Gefühlen trauen können. Trotz des frommen Umfelds fand ich zum Glauben keinen rechten Zugang. In den Predigten war immer wieder die Rede von der »Kraft des Bösen«, von der »Erbsünde«, der »Schuld des Menschen«, der »zu tragenden Last«. Ich sah mich konfrontiert mit einem Unheil ohne Ursache, gegen das ich mich sperrte. Nur störrisch habe ich das Sündenbekenntnis mitgesprochen: »Ich armer, sündiger Mensch bekenne, dass ich gesündigt habe mit Gedanken, Worten und Werken, auch in Sünden empfangen und geboren bin …« Warum ich sündig geboren sein und eine schreckliche Erbsünde in mir tragen sollte, leuchtete mir nicht ein, ebenso wenig die meisten religiösen Rituale und kirchlichen Auslegungen.

Einmal diskutierte ich meine Zweifel mit einer Schulfreundin, die ebenfalls vaterlos war. Wir saßen – wie immer in den Schulpausen – auf einer Friedhofsbank unter großen Buchen und erörterten Grundfragen wie: Gibt es einen Gott oder ist Gott vielleicht nur eine Erfindung der Menschen? Wir argumentierten hin und her. Gibt es vielleicht statt Gott nur den Glauben an Gott, weil Menschen ohne ihn verzweifeln würden? Oder ist es – wie ich ins Tagebuch schrieb – »ein Gottesbeweis, dass der Mensch von jeher zwar nicht die Erfahrung, aber eine Idee von Gott hatte? Also muss ihm Gott selbst all das gegeben haben: den Gedanken an seine Existenz und das Verlangen nach ihm.« Dann wäre der Glaube selbst eine Schöpfung Gottes – also ein Gottesbeweis.

Auch im Bethel der Nachkriegszeit blieb der Krieg allgegenwärtig – als Rede vom »schrecklichen Krieg«, vom Bösen, von der

»Schuld des Menschen«, der Krieg als eine eigenartig ursachenlose Katastrophe. »Nie wieder Krieg« – darüber herrschte Einvernehmen. Aber »Nie wieder Auschwitz« hat damals niemand gesagt. Über die Vernichtung und die Vernichter von Juden, Polen, Zigeunern, Schwulen et cetera wurde nicht gesprochen. Alle waren irgendwie Opfer, es gab keine Täter, jedenfalls keine deutschen Täter. Auch in dem Film *Die Mörder sind unter uns*, den ich Anfang der fünfziger Jahre zum ersten Mal sah, wurde nicht aufgeklärt, was in den Konzentrationslagern geschehen war und wer wen umgebracht hatte. Auf dem Soldatenfriedhof in Dahn im Schwarzwald, auf dem wir einmal nach dem Grab des Bruders meiner Mutter suchten, war ich hin- und hergerissen zwischen Mitleid und Anklagen, die keine Adresse hatten.

1955 war eine Medizinstudentin in unsere Klasse eingeladen worden, um über ihre Flucht aus der DDR zu berichten. Sie war erwischt worden, als sie mit einer Studentengruppe Flugblätter aus West-Berlin verteilen wollte. Sie hatte im Gefängnis gesessen, war geprügelt worden. Zu ihrem Verlobten, der zu drei Jahren verurteilt worden war, hatte sie keinerlei Kontakt. Für mich war das alles neu. Ich war erschüttert. »Ich kam mir vor«, schrieb ich ins Tagebuch, »als hätte ich mein ganzes Leben bisher hinterm Ofen gesessen.«

Am meisten berührt hat mich im selben Jahr die Freilassung der deutschen Soldaten aus russischer Gefangenschaft. Adenauer hatte bei seinem Besuch in Moskau 10 000 deutsche Kriegsgefangene und 20 000 inhaftierte Zivilisten freihandeln können. Als die Transporte im Lager Friedland ankamen, habe ich stunden- und tagelang am Radio gehangen und mir schluchzend die Übertragungen angehört: die Begrüßungsreden der Soldaten, den Choral »Nun danket alle Gott« und schließlich das Verlesen der endlosen Namenslisten. Ich wollte damals unbedingt über das Rote Kreuz Kontakte herstellen, Pakete verschicken. Vor allem wollte ich einen heimatlosen Heimkehrer in unsere enge Wohnung aufnehmen, einen von denen, die nach Hause und dann doch nicht nach Hause kamen, weil es nach zehn Jahren Gefangenschaft für sie kein Zuhause mehr gab,



Die Männer, die als Soldaten in den Krieg gezogen und versehrt an Leib und Seele zurückgekehrt waren, nannte man Krüppel – mitleidlos, auch respektlos und ohne Dankbarkeit. Es waren viele, und sie erinnerten geradezu allgegenwärtig an das, was man vergessen wollte. Die Welt sollte wieder hell und heil werden.

weil das Haus kaputt war und die Eltern tot und die Frau sie vergessen hatte.

Ich versuchte, auch Mitschülerinnen für meine Aktion zu gewinnen, doch die wehrten ab, das sei nichts als ein aufflackerndes Gefühl von kurzer Dauer.

Wie sich später herausstellen sollte, war dieses Mitgefühl für die Heimkehrer bei mir allerdings nicht von kurzer Dauer. 1958 begegnete ich einem Studenten, der sich von den Übrigen in jeder Hinsicht unterschied. Er war ein Außenseiter, älter als die anderen, und er sah aus wie ein ehemaliger Soldat, wie einer der Heimkehrer aus Friedland. Im Nachhinein erinnert er mich an Beckmann in Wolfgang Borcherts Drama *Draußen vor der Tür*. Er trug noch dreizehn Jahre nach dem Krieg einen Soldatenmantel und sah unendlich traurig aus. Meist schwieg er, aber wenn er sprach, klang es druckreif. Er wirkte auf mich geheimnisvoll, fremd, unnahbar, gefangen in einem Schmerz, von dem aber niemals gesprochen wurde. Ausgerechnet in ihn verliebte ich mich.

Er kam aus der DDR, war mit vierzehn Jahren als Flakhelfer eingezogen worden, in russische Kriegsgefangenschaft geraten und auf äußerst komplizierten Wegen zurückgekommen – ein depressiver, irgendwie verlaufener, hoch komplizierter Mensch –, heute würde ich sagen, er war ein Autist. Ich musste ihn mit Vorsicht behandeln, durfte nicht unbedacht mit ihm umgehen. Anfangs habe ich nicht begriffen, dass er Alkoholiker war. Er versandete immer mehr, und nach zehn Jahren komplizierter Beziehung habe ich mich von ihm getrennt. Einige Jahre später starb er am Alkohol. Noch ging ich allerdings in Bethel in die Schule.

Ich war keine gute Schülerin, machte zu viel gleichzeitig: jede Woche Orgelunterricht, Klavierunterricht, Gesangsunterricht, mehrere Chorproben und regelmäßig Orgeldienst. Die Schule kam viel zu kurz. Ich schwankte immer zwischen dem Gefühl völliger Unfähigkeit und der Vorstellung: Ich kann das alles, wenn ich mich nur anstrenge. Aber gerade das gelang mir nicht. Ich war immer müde, hatte oft Kopfschmerzen, Magenschmerzen, konnte nicht schlafen,

war außerdem ständig unglücklich verliebt. Meine Berufsfindungsprozesse waren ein Drama, die Ideen wechselten von Tag zu Tag, das Spektrum reichte von Hebamme bis Mannequin, von Bibliothekarin bis Musikerin, von Fürsorgerin bis zum Studium von Germanistik, Romanistik, Musikwissenschaft, Philosophie oder Psychologie. Ich war beim Abitur 1956 die Einzige, die nicht wusste, was sie werden wollte.

Es war meine Deutschlehrerin, die mir geholfen hat. Sie hat nicht nur meine Zerrissenheit gespürt, sie hat auch gemerkt, wie mich die ständige Sorge um meine Mutter in Abhängigkeit hielt. Ihr Rat lautete, ich müsse ganz frei werden, mich selbst ausbilden, mich innerlich und äußerlich von meiner Mutter lösen und auf ihren bemitleidenswerten Zustand keine Rücksicht nehmen. Sie ermutigte mich zu studieren, trotz aller Hindernisse und obwohl meine Mutter panische Angst vor dem Tag hatte, an dem ich von zu Hause weggehen würde. Die Entscheidung fiel mir nicht leicht. Um meine Mutter hatte ich zunehmend Angst. »Sicherlich kann ich ihr nicht helfen, wenn ich hier bliebe, aber ich könnte es verschlimmern, wenn ich weggehe.« Dass ich den Absprung trotzdem schaffte, habe ich nicht zuletzt dieser Lehrerin zu verdanken.

Der Auszug aus Bethel war tatsächlich eine große Befreiung. Die Anstalt war ein Schutzraum gewesen, aber auch ein Gefängnis. Freiburg, mein erster Studienort, erschien mir wie die ganze Welt und das Studium wie das Paradies. Ich wurde zwar nicht plötzlich zu einem anderen, unbeschwerten Menschen, aber niemand kontrollierte mich mehr. Ich kämpfte gegen die Selbstlähmungen und Erfahrungsmängel an und tat das, was ich mir vorher immer nur vorgestellt hatte.

In Bethel war mir etwa verboten gewesen, die Haare abzuschneiden. Da hatte ich mir heimlich die Haare an der Stirn abgerissen, um wenigstens einen Pony aufweisen zu können. Und weil ich natürlich keinen Stift hatte, um mir die Augenbrauen zu schminken, habe ich Streichhölzer angezündet und die Brauen mit der Kohle nachgezogen. Das war jetzt vorbei. In Freiburg habe ich mir die Haare gefärbt,

knallrot, das war zu jener Zeit noch ziemlich ungewöhnlich. Als ich später etwas mehr Geld hatte, habe ich nur noch Stöckelschuhe getragen, so dass ich mit acht bis zehn Zentimeter hohen Absätzen zusätzlich zu meinen 1,78 Metern fast alle überragte. Enge Röcke nähte ich mir selbst – Hosen gab es für Frauen leider noch nicht. Die Kleidung war selbstverständlich vor allem schwarz, bis auf rote oder grüne Schuhe. Ich erschuf mich selbst als Bild, als Typ, wollte anders sein, anderes machen, anders aussehen, anderes gut finden als die meisten – und dafür möglichst kein Geld brauchen.

Ich lebte äußerst bescheiden von dem Geld, das ich in den Semesterferien in verschiedenen Fabriken und im Meinungsforschungsinstitut Emnid verdiente – 87 bis 93 Pfennig pro Stunde. Außerdem bekam ich jetzt eine staatliche Ausbildungsbeihilfe von 85 Mark, für die ich nach jedem Semester so genannte Fleißprüfungen ablegen musste. Ich ernährte mich überwiegend von Haferflocken und dem Mensa-Essen zu 35 Pfennig. Die öffentlichen Verkehrsmittel waren tabu, ich erledigte alles mit dem Fahrrad. Regnete es im Sommer, fuhr ich barfuß zur Universität und verstaute mein einziges Paar Schuhe auf dem Gepäckträger, damit es nicht nass wurde. Mein wichtigstes Kleidungsstück, im Winter wie im Sommer, war eine selbst gestrickte Jacke aus silbergrauem Mohair – deswegen wurde ich »Graue Dame« genannt.

Dass ich nicht in Kneipen oder Cafés gehen konnte, nicht ins Theater, nicht in Konzerte oder Opern, spielte angesichts der vielen anderen Möglichkeiten gar keine Rolle. Ich las in Bibliotheken oder im Park, ich hörte Vorlesungen in verschiedenen Fächern und schrieb akribisch mit, auch das, was ich nicht verstand. Ich hatte wieder Gesangsunterricht und war im Motettenchor der Musikhochschule. Ich hatte, bevor ich meinen Freund kennen lernte, viele hilfreiche Kumpelverhältnisse. Einer schenkte mir einen gebrauchten Plattenspieler und die ersten Platten – Monteverdi, Bartók, Chopin – und einen Tauchsieder. Mit einem anderen radelte ich an Wochenenden durch den Schwarzwald, mit dem nächsten fuhr ich mit dem Motorrad zum Kaiserstuhl, um Nachtigallen zu hören. Ein anderer erlaubte

mir, ab und zu auf seinem Klavier zu üben. Auf den Teeabenden – geselligen Treffen von Professoren und Studenten am Ende eines jeden Semesters – habe ich öfter Chansons gesungen: »Illusionen … sind das Schönste auf der Welt … Illusionen sich verlohnen ohne Zweck und ohne Sinn, nur nicht denken, sich verschenken, denn wer weiß, wo ich schon morgen bin!« Oder Songs mit selbst gedichteten Texten auf die jeweiligen Professoren: »Schade, ach schade, alles nur Schein, jede Fassade fällt einmal ein.«

Nach anfänglichen Irrungen landete ich im Studiengang Psychologie, der damals noch neu und wenig festgelegt war. Schon als Anfängerin wagte ich kritische Einwände. Ein Professor gestand mir einmal nach einigen Gläsern Wein, meine Bemerkungen hätten ihn nicht nur einmal in Verlegenheit gebracht.

Geschadet hat mir die kritische Haltung nicht, es taten sich immer wieder neue Türen auf. Ich war leicht zu begeistern und ließ mich von verschiedensten Studieninhalten faszinieren. Nach dem Diplom wurde ich ermuntert zu promovieren, eine Aussicht, auf die ich selbst nicht gekommen wäre. Aber ich hatte eine Promotionsidee, und mit dieser erhielt ich ein Stipendium bei der Studienstiftung des Deutschen Volkes. Das war damals äußerst komfortabel, und so kam ich Schritt für Schritt vorwärts, ohne von besonderem Ehrgeiz getrieben oder von speziellen Berufszielen gezogen zu sein. Um mich herum herrschte Aufbruchstimmung, an Arbeitslosigkeit dachte niemand. Berufliche Selbstständigkeit war eine Selbstverständlichkeit. Mein Leben war im wörtlichen Sinne ungebunden, und ich fühlte mich vollkommen gleichberechtigt.

Nicht einmal meine Wirtinnen, bei denen ich, wie damals üblich, als Untermieterin in einem kleinen Zimmer wohnte, haben mich irgendwie eingeengt. Ich hatte häufig Männerbesuch, von Studienkollegen, später von meinem Freund, und nicht ein einziges Mal wurde das mit dem Verweis auf den Kuppeleiparagraphen untersagt. Dabei konnte ja bis 1969 noch bestraft werden, wer Gelegenheit zur »Unzucht« verschaffte. Meine Wirtinnen waren da eher großzügig, oft auch neugierig. Vor meinem Freund, einem höflichen und